

Nutzungshinweis: Es ist erlaubt, dieses Dokument zu drucken und aus diesem Dokument zu zitieren. Wenn Sie aus diesem Dokument zitieren, machen Sie bitte vollständige Angaben zur Quelle (Name des Autors, Titel des Beitrags *und* Internet-Adresse). Jede weitere Verwendung dieses Dokuments bedarf der vorherigen schriftlichen Genehmigung des Autors. Quelle: <http://www.mythos-magazin.de>

Kolonialsport in Südwest-Afrika

Dr. Armin Ader

Hinweise aus dem kolonialen Wortfeld

Kolonialwaren aus der Handlung um die Ecke sind Produkte, die der Kolonialhandel aus Kolonien vermittelte. Mit dem Ende der Kolonialregime veralten die Vokabeln, nicht die Kolonialmethoden als inhumane Verhaltensweisen, wie sie in den Kolonien üblich waren. Anerkannt seriöse Wörterbücher konnotieren die Vokabeln abwertend. Kolonialismus bezeichnet entsprechend eine Politik für den wirtschaftlichen, militärischen und machtpolitischen Nutzen des Mutterlandes bei gleichzeitiger politischer Unterdrückung und wirtschaftlicher Ausbeutung der abhängigen Völker (Duden Bd. 4 1978, 1516). Gegenüber unterentwickelten Völkern sind die Methoden sie abhängig zu halten, Methoden sich ihrer Ressourcen zu bedienen zwar subtiler, aber nicht weniger zweifelhaft geworden. In Kooperation mit Profiteuren aus diesen Völkern ist die Schweiz das Land, in dem höchste Summen an Entwicklungshilfegeldern auf namenlosen Nummernkonten ankommen, die Länder Afrikas aber, für die sie bestimmt sind, nur auf der Durchreise erreichen. Der Kolonialismus ist tot, sein Vokabular veraltet, aber es bleiben Menschen zurück, die in der Vergangenheit leben und ihre Verhaltensweisen weitergeben. Für Afrika liegt die Grundlage dafür im Unterschied zwischen ökonomisch schwachen Schwarzen und technologisch-wirtschaftlich dominanten Weißen. Im Wortfeld geht das Grundwort Kolonie in den europäischen Sprachen zurück auf das gleichbedeutende lateinische *coloniae* und meint auswärtige Ländereien. *Colonia* gilt als Ableitung von lateinisch *colonus*, dem Ansiedler, der als Ausländer unbebautes Land urbar macht, erschließt, Tätigkeiten nachgeht, die dem lateinischen Verb *colere* bebauen, pflegen entsprechen (Kluge/Seebold 1989: 390). Der Kolonist leistet die Arbeit des Kolonisierens: D.h. er eignet sich Land an, entwickelt und bewirtschaftet es zu seinem Vorteil und zum Vorteil des Mutterlandes. Ergebnis seiner Arbeit ist Kultur aus seiner Sicht (Bünting 1996: 656f.). Die Wortbedeutungen führen u.a. mitten in die Lebensprozesse des südlichen Afrika. Das Land nordwestlich vom Kap ab dem Oranje-*fluß* war weithin unbebaut, aber nicht ungenutzt.

Unterschiedliche Nutzungen verdienen, ebenfalls Kultur genannt zu werden. Damara kennen und benennen z.B. 65 Sorten von Feldkost (Helbig 1983: 32). Differenzen von Sammler-Jägerfamilien und Viehzüchterfamilien, die aber nicht aufhörten auch zu jagen, führten vorkolonial immer wieder zu bösen Konflikten – Viehdiebstahl, gewaltsamen Auseinandersetzungen, Kriegen, die Zugehörigkeiten, Identitäten, Stammesbildungen, Unterwerfung und Leibeigenschaft beförderten. Schon die ersten Europäer auf der Durchreise zu ostindischen Handelsplätzen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fingen Eingeborene als Leibeigene ein (Vedder 1973: 3, 5, 7, 17, 19, 29). Unterschiedliche Vorstellungen bei Warentausch zur Proviantierung, rücksichtslose Jagdzüge (Vedder 1973: 12, 125. Fitzner 1901: 134, 147) führten zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. Die ersten Europäer, die sich am Kap Stützpunkte einrichteten, fanden unversöhnliche Feindschaften zwischen Viehzüchtern (Hottentotten) und Jägern (Saan/Buschmänner) vor. Zwischen Nama-Viehzüchtern und Herero-Hirten kam es zu kriegerischen Verteilungskämpfen um knappe Weidegründe (Nuhn 1989: 29f.). Die Beanspruchung von Wasser und Jagdzüge bislang nie gesehene Ausmaßes von Seiten der besser bewaffneten Europäer schafften nicht Frieden, sondern verschärften die Lage. Zwar profitierten einige Viehzüchter zeitweise von europäischen Jägern, die das Fleisch von Elefanten liegen ließen, um nur das Elfenbein abzutransportieren. Ganze Nama-Dörfer zogen mit den Jägern (Vedder 1973: 173). Eingeborene Jäger hingegen vermochten ihren Bedarf nicht mehr zu decken und stahlen das Vieh der Hottentotten und der europäischen Farmer. Hottentotten dienten den Europäern als Viehlieferanten und Diener und hatten ihr Auskommen. Zwar versuchten Weiße auf geeigneten Ländereien, Buschleute mit Zuchtieren zum Farmen anzusiedeln. Das scheiterte, weil Europäer weiter jagten, Buschleute die Zuchtieren schlachteten und weiter Vieh stahlen. Schließlich lösten 1786-1796 mit Hottentotten als Hilfstruppen Tötungskommandos dieses Buschmannproblem am Kap. 2700 Buschmänner sollen getötet und 700 Frauen und Kinder versklavt worden sein (Vedder 1973: 34, 125). Auch die Hottentotten wurden die Viehdiebe los und nutzten so die Europäer für ihre Interessen. Unterschiedliche Rechtsvorstellungen (Kaulich 2003: 49. Helbig 1983: 136) über Landeigentum führten mit dem Vordringen der Europäer zu einer recht komplizierten Konfliktlage. Nama beanspruchten Land, wenn ihr Vieh darauf gewei-

det hatte. Buschmänner stellten Landforderungen, wenn sie Wild darauf gejagt hatten. Europäer hissten ihre Fahnen. Deren militärische, technologische und wirtschaftliche Dominanz schuf den afrikanischen Kernunterschied zwischen tendenziell armen Schwarzen und reichen Weißen (Pfister 2006: 63). Gewaltsame Rebellionen der Einheimischen gegen europäische Siedler blieben nicht aus. Kolonisten fühlten sich vom Mutterland verlassen und verraten (Vedder 1973: 46. Bley 1968: 117, 312), wenn von Missionaren oder aus dem heimatlichen Parlament Forderungen nach Berücksichtigung christlicher Werte oder der Menschenrechte im Umgang mit der angestammten Bevölkerung vorgetragen wurden (Bley 1968: 100, 203f. Nuhn 1989: 183, 100f., 303, 336. Helbig 1983: 151, 158), die Siedler aber Schutz und Sicherheit durch Truppen benötigten. Erhellte der Blick auf den Sport die Verhältnisse von Kolonisten und Kolonisierten in Südwest? Antworten auf die Frage sollen aus der einschlägigen Literatur und bislang ungenutzten südwestafrikanischen Quellen gesucht werden.

Historiker entdeckten den Sport

Kolonialsport taucht in den Wörterbüchern nicht auf. Nennen wir das Wort einen Neologismus aus der Historiographie. In der Geschichtswissenschaft erwacht ein Interesse am Sport, weil er schon früh globale Züge zeigte und an seinem Beispiel die sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Verflechtungen und Interdependenzen der modernen Welt in großer Deutlichkeit studiert werden können (Eckert 2005: 567. vgl. Stieglitz). Früh haben Schöffler über England als Mutterland des Sports und Christian Graf von Krockow am Terminus vom Sport als Symbol der Gesellschaft gearbeitet (Schöffler 1935. Krockow 1972). Seither ist Sport als Fenster zur Erfassung kulturkonstituierender Prozesse auch von Geschichtswissenschaftlern genutzt worden (Eisenberg 2002). Die Arbeiten von Christoph Bausenwein (1996), Dieter Düding (1980), Christiane Eisenberg (1999), Josef Fleckenstein (1986), Siegfried Gehrman (1998), Heiner Gillmeister (1986), Mario Leis (2003), Reinhard Rürup (1996) können u.a. als Beispiele dafür stehen. Für den Kolonialsport in Afrika mögen als Beispiele Arbeiten von Bernadette Deville-Danthu (1997), Andreas Eckert (2002), Ulf Engel (1994) und James A. Mangan (1987), Gertrud Pfister (2006) und Olaf Stieglitz (2009) dienen. Sport, der Körper als sein Instrument, aber nicht nur Wettkampfsport mit seinen Regeln und Institutionen, sondern darüber hinaus viele Seiten des Sporttreibens und der Bewegungskultur sind unter vielfältigen Kategorien – Rasse, Klasse, Alter, Gender, Region, Religion, Sexualität – als konstitutive Elemente gesellschaftlicher Selbst- und Fremdbestimmung, gesellschaftlicher Teilhabe oder Ausgrenzung, individueller auch kollektiver Bedeutungszuschreibungen und Identität (kurz der gesellschaftlichen Ordnung) für die Forschung zur Rekonstruktion des sozialen Prozesses interessant geworden. Die Überwindung einer detailversessenen Sportgeschichtsschreibung zum derzeit modernen Paradigma einer verschränkt interdisziplinären Sozial- und Kulturgeschichte des Sports mit gelegentlich Gender- und Rassefragen im Vordergrund bereichern das Fach. Bei der Verschränkung von Geschichte und Soziologie darf daran erinnert werden, dass sich Soziologie traditionell historischer Fakten bedient. Die müssen allerdings der historischen Wahrheitsfrage standhalten (Groth 1995: 201), um sich für Vergleiche zur Erkenntnis von Gleichförmigkeiten im historischen Prozess tauglich zu erweisen (Eisermann 1973: 7f., 13, 60). Die vergleichende Suche nach mehr ausschlaggebenden Konstanten kommt Gesetzmäßigkeiten im historischen Prozess und der Rolle des Sports in ihm näher. Nicht wenige Soziologen sehen in den evozierenden Gesellschaftsdarstellungen der fiktiven Literatur Vorentwürfe für ihre wissenschaftlichen Analysen. Die Studie möchte aus den aufgeführten Quellen und der vorhandenen Literatur ein Bild der Rolle des Sports in den Verflechtungen des kolonialen Geschehens vor der Gründung des souveränen Namibia erfassen, um auch im Vergleich mit Nachbarkolonien, Erkenntnisse für diskutabile Konsequenzen daraus zu ziehen.

Sport der Einheimischen

Das harte Ringen um die Existenz in einer ariden und halbwüstenartigen Umwelt bot wenig Voraussetzungen für eine ausdifferenzierte Sport- und Freizeitkultur. In mündlichen Überlieferungen

von Liedern, Mythen, Heldentaten, Sprichwörtern fanden Ethnologen Kinderspiele erwähnt. Noch frei von den Zwängen des Alltags der Erwachsenen spielten Kinder in Dörfern Elemente dieses Alltags nach, wie es für viele Völker nachgewiesen ist (Ader 2002a: 178f. Klepzig 1972. Paul 2002: 121). Die Erhebung des Hamburger Kolonialinstituts von 1911 nennt eine leidenschaftliche Neigung der schwarzen Kinder zum Spiel (Schlunk 1914: 124). Hochzeiten, Totenfeiern, Initiationen oder auch nur eine erfolgreiche Jagd, das Schlachtfest eines Ochsen oder ein gelungener Viehdiebstahl mit der Verheißung existenzsichernden Reichtums gaben auch im südwestlichen Afrika Gelegenheiten zu Lebensfreude und Spiel (Srbzesny 1976). Wettbewerbselemente waren z.B. bei Läufen und Würfeln nicht fremd und schufen durchaus eine sportive Atmosphäre (Paul 2002: 123. Weule 1926: 7f., 16). Vedder fand in den genannten Quellen u.a. Läufe, Tänze, Ballspiele (Vedder 1973: 83, 62, 70. Eckert 2005: 568). Stafetten „windschneller Läufer“ ermöglichten den Herero ihr Informationssystem im Krieg (Nuhn 1989: 114f.). Zwischen den Weltkriegen versuchten Missionare, Kolonialverwaltungen und Minengesellschaften Einheimische durch Sportangebote, auch durch traditionelle afrikanische Spiele und Tänze mit afrikanischer Musik, von kommunistischen Infiltrationen fernzuhalten und ihre „native passions“ zu dämpfen (Eckert 2005: 569). Sport diente aus der Perspektive europäisch importierter Erziehungsvorstellungen der Disziplinierung für bessere Arbeitsleistung und Profitmaximierung (Kaulich 2005: 541).

Sport der Kolonialherren

Im Auftrag von Adolf Lüderitz erwarb sein Angestellter Vogelsang 1843 von dem Hottentottenkapitän Joseph Frederick die Bucht Angra Pequena mit Hinterland, das mit Flaggenhissung am 07.08.1884 unter Schutz des Deutschen Reiches kam. Damit war der Grundstein für die Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika gelegt. Eine betrügerische Absicht zur Ausdehnung des Hinterlandes kann nicht ausgeschlossen werden (Helbig 1983: 66, 83, 258). Der Pionier Lüderitz fand in der Brandung der Oranjemündung am 24.10.1886 den Tod, als sein Faltboot kenterte. Das war eine riskante, tragische Erkundungsfahrt – kein Sportunfall. Kurt Eberlanz, Mitglied im Männerturnverein Lüderitzbucht, ertrank ebenfalls im Oranje, als er einen Kameraden retten wollte (Kesselmann 2002: 418). Für die Kolonisten – Kaufleute, Missionare, Farmer, Jäger, Soldaten – lag, wie schon für die Einheimischen, wegen der harten und schwierigen Lebensbedingungen Spiel und Sport nicht im Zentrum ihrer Anliegen (Hülsmann o.J.: 15, 21). Missionar Vedder hatte in Deutschland das Weberhandwerk gelernt. Bei seiner Ausübung war der ganze Körper in Bewegung. Sport zum Erreichen von körperlicher Bewegung erschien ihm folglich als völlig überflüssig. Er kannte in seiner Jugend weder das Wort noch die Sache (Vedder 1958: 77). Deutsche Farmer mochten Wort und Sache kennen, aber Taubenschießen, ein Spaziergang in kühler Mondnacht, frühmorgens eine Bergbesteigung (Sonnenberg 2004: 45), seltener die Jagd mussten Farmern genügen (Kanzler 2003: 41, 52). Für Farmerkinder waren seltene Teilnahme an Jagden, Ritte, Begleitung von Transporten auf Ochsenkarren, Bootsfahrten in Überschwemmungszeiten über Fluß und Vlei spielerische Abenteuer, die sie auch mit einheimischen Alterskameraden (Hülsmann o.J.: 43, 50) unbeschwert genossen (Hülsmann o.J.: 27ff., 31f.). Auch Schwimmen war möglich und galt im flachen Vlei (Wasserfläche der Regenzeit) als ungefährlich und vergnüglich.

Deutsche Missionare, Schulen, Erziehung

Die ersten Deutschen, ohne kolonialen Anspruch und im Auftrag englischer Gesellschaften, waren evangelische Missionare, die mit Viehzüchtern zogen, um deren Leben und Sprache zu studieren und das Evangelium angemessen verkünden zu können. Missionar H.Schmelen (1776-1848) z.B. begleitete mit zäher Ausdauer Namafamilien auf ihren Weidezügen und gründete im Namaland mit Bethanien eine feste Missionsstation. Von hier aus sattelte er einen ungehörnten Reiseochsen, durchstreifte nur ausgerüstet mit Bibel, einem Schaffell, einem Gewehr das weite Namaland und sammelte eine Christengemeinde aus mehreren Stämmen. Nach dem Beispiel des Apostels Paulus lag er seinen Hörern nicht auf der Tasche, sondern ernährte sich selbst durch die Jagd. Indem Schmelen versuchte, den Nama ein Nama zu sein (Vedder 1973: 197f.), vollbrachte er beeindruckende

ckende körperliche Wander-, Reit- und Jagdleistungen, die für weiteren Sport keinen Platz ließen (vgl. Stieglitz). Solche Beispiele der Missionare begründeten ihr Ansehen und ihre Glaubwürdigkeit (Sonnenberg 2004: 42). Aus den Bemühungen der Missionare um die mündliche Überlieferung der Einheimischen kennen wir, wie erwähnt, ihre Kinderspiele und sportlichen Wettbewerbe. Zu den Erfolgen der evangelischen Mission gehörte die Taufe des Namaführers Jager Afrikaner (Helbig 1983: 35). Bekannt als harter und grausamer Gegner, waren er und seine Mittäuflinge sehr bemüht, aufrechte, ehrliche Christen zu werden. Sie verzichteten auf einen eingefleischten „Sport“ der Einheimischen, den Viehdiebstahl, ständiger Ausgangspunkt für Konflikte, Haß, Krieg und Greuelthaten. Jager Afrikaner suchte Abstand von Gewalt, Hass, Feindschaft, Erpressung, Krieg und Folter im Verteilungskampf und wirkte bald in seinem Land befremdlich und als sanfter Versager. Andere Häuptlinge nahmen das Evangelium und die Katechese der Missionare, angeregt durch den Prediger Stürmann (Panzergrau 1998: 142), akzeptabler für ihre Namabevölkerung auf. Der Kirchenälteste der Gemeinde Gibeon und Leiter der Filiale der Rheinischen Mission Rietmond Hendrik Witbooi (Panzergrau 1998: 138) verstand z.B. Freiheit und Gleichheit vor Gott emanzipatorisch als Freiheit und Gleichheit unter den Menschen. Er wurde zu einem national-religiös orientierten Gegner der Kolonisatoren, wurde für seine Hottentotten zum Führer des Aufstandes, zum „Heldenpropheten“ gegen die Deutschen (Panzergrau 1998: 144 ff., 173). Auch der Aufstand der Herero kannte u.a. christlich-religiöse Antriebe, wenn der lebenslustige Häuptling Maharero auch wenig Eignung zum Propheten mitbrachte und der Anteil der Christen in der Hererobevölkerung noch gering war. Einleuchtend für Afrikaner wirkte die Umkehr der Lehre vom sündigen, verworfenen Schwarzen. Das Böse ist bei ihnen weiß. Die deutschen Kolonisatoren brachten Knechtschaft (Panzergrau 1998: 150). Missionar Kuhlmann kennt gute Gründe für den Widerstand z.B. der Herero – ungesühnte Morde, betrügerische Vorteilsnahmen, voreingenommene Rechtsprechung, Verluste angestammter Weidegründe (Kuhlmann 1911/2: 13, 52, 17, 28. Pfister 2006: 68). Er hat Verständnis, wenn es den Schwarzen zu viel wurde und fragt, ob der Aufstand der Herero nicht nach ihrem Empfinden als gerechter Befreiungskampf verstanden werden kann (Kuhlmann 1911/2: 33). August Bebel erklärte im Reichstag den Namaaufstand von 1904 als gerechten Befreiungskampf (Pfister 2006, 67). Wie schwer Jager Afrikaners Verzicht auf gewaltsamen Viehdiebstahl fiel, kennzeichnet eine Episode im Leben Schmелens. Schmелen verließ zwischenzeitlich Bethanien, um im Auftrag seiner Missionsgesellschaft die Station Steinkopf südlich des Oranje zu gründen. Nach einem Jahr übertrug er die neue Gemeinde einem jüngeren Kollegen und ging nach Bethanien zurück. Dort war inzwischen ein einheimischer Lehrer aufgetreten, der den bösen Viehdiebstahl zuließ, weil Gutes daraus folgte, nämlich Besitz einer Herde, die seiner Sippe die Existenznot nahm, ein sorgenloseres Leben ermöglichte, mehr Ansehen und Macht vermittelte (Vedder 1973: 198, 241f.). Ähnlich verfahren englische Gentlemen als die Vorteile ihrer Machtstellung und ihre Sportprivilegien in der Heimat auf dem Spiel standen (Kessler 1988, 113f.. Ader 2002: 30). Nicht anders handelten deutsche Beamte, Militärs, Farmer als es um ihre Vorrechte, ihre Macht über die Einheimischen ging. Sie handelten nach traditionell europäischer Vorgehensweise: „Mit Pflug und Schwert, mit Pulver und Blei..., mit Mut und Rücksichtslosigkeit“- kurz – mit überlegener Kriegstechnik, Raub, Arroganz des Stärkeren (Helbig 1983: 108, 124, 156) und Gewalt eroberten und entwickelten sie die Welt (Seibt 2003: 22). Gewalt war der Schlüssel zum Erfolg (Bartlett 1998: 170, 559f., 579. Nuhn 1989, 22, 281f., 350). Am Beispiel der Missionare werden Verhaltensweisen von Kolonisierern und Kolonisierten besonders klar. Im Interesse ihrer Arbeit, um ihr überhaupt nachgehen zu können, mussten sie bei ihrer Forderung nach Gleichheit, Menschlichkeit und Menschenwürde für Weiße und Schwarze klein beigeben, nationale Erwartungen der Kolonialregierungen erfüllen und wurden so zu Kolonialinstitutionen (Bley 1968: 100, 248. Nuhn 1989, 304, 114. Wehler 1970: 203. Groth 1995: 199. Panzergrau 1998: 203, 97f., 161f., 185), dienten im Krieg z.B. als Informanten der Militärs. Missionsgesellschaften boten Schulunterricht in der Muttersprache der Schwarzen und in deutscher Sprache (Kaulich 2003: 503. Schlunk 1914: 118) gelegentlich auch Turnen. Die deutsche Kolonialverwaltung überließ zunächst die Schularbeit für Eingeborene den Missionsgesellschaften. Die Rheinische Mission Barmen, die

Finnische Mission Helsingfors, die Oblaten/Hülfelder Missionare, die Salesianeroblaten, Schulbrüder von Tilburg und einige Schwesternkongregationen (Wolf 2002: 150) etablierten Schulen, Lehrpläne und Schulordnungen und erreichten nach der Erhebung von Schlunk 1911 schon 25% der Stammesjugend im schulreifen Alter (Schlunk 1914: 118). Die Bezirkshauptmannschaften förderten die Verbreitung der deutschen Sprache durch jährliche Prüfungen an den Missionsschulen und Geldzuschüsse. Die evangelische Mission betonte das Lesen für die selbständige Aneignung der Bibel in der Muttersprache (Baumann 2002: 53). Die Missionsgesellschaften beider Konfessionen legten, in Übereinstimmung mit der Kolonialverwaltung, großen Wert auf die Arbeitserziehung (Schlunk 1914: 119f., Panzergrau 1998: 204) in „unserem Sinne“ (Kuhlmann 1911: 30, 38f. vgl. Mc Devitt bei Stieglitz). Es ging ihnen um die Ausbildung praktischer Qualifikationen für handwerkliche und dienende Tätigkeiten an ihren eigenen Einrichtungen (Baumann 2002: 54. Wolf 2002: 150) und für Weiße in Farmen, Haushalten, im Kaufhandel, bei Post und Polizei. Um Arbeitsaufträgen und Befehlen entsprechen zu können, waren Deutschkenntnisse unerlässlich. Weiße Siedler zeigten dennoch wenig Interesse am Unterricht für Schwarze und hielten deren Einführung in die europäische Kultur für überflüssig (Schlunk 1914: 121), stellten sich eher gegen den Schulbesuch Schwarzer (Panzergrau 1998: 174, 198. Pfister 2006: 69). Selbst die Missionen minderten, unter dem Druck einander widerstrebender Interessen, ihre Bildungsanstrengungen für Eingeborene (Panzergrau 1998: 153). Schwarze Eltern nutzten ihre Kinder früh als Viehhirten oder ließen sie bei Weißen Geld verdienen. Der Schulbesuch schwarzer Kinder war eher unregelmäßig (Adick/Mehnert 2001: 240). Insgesamt zeigte sich die Schwarze Bevölkerung aber aufgeschlossen für Unterricht. Die schwarzen Schüler erwiesen sich den Unterrichtsfächern durchaus gewachsen. Zu den Schulfächern gehörte gelegentlich auch Turnen (Schlunk 1914: 118). Die Missionare hielten Gottesdienste getrennt für Kolonisten und Einheimische (Sonnenberg 2004: 41), unterbanden wider ihre eigene Überzeugung im Interesse der Kolonialmacht Mischehen zwischen Schwarzen und Weißen (Pfister 2006: 68, 77). Missionare verstanden sich durchaus auch als Kulturbringer (Kaulich 2003: 501), empfanden als Deutsche, sprachen von ihrer Regierung, der sie als Obrigkeit Gehorsam schuldeten und werteten Aufstände letztlich als Empörung gegen eine von Gott gegebene Autorität (Kuhlmann 1911/2: 33, 56). Sie bauten Straßen, Kirchen, Häuser nach europäischem Muster, begründeten Garten- und Ackerbau, richteten Märkte ein (Vedder 1973: 255, 339. Welsch 1981: 63. Baumann 2002: 55), verschriftlichten Verhaltenstraditionen der Einheimischen zu Recht und hatten ständig Probleme mit Händlern von Alkohol, Waffen (Welsch 1981: 70) und Munition (Vedder 1973: 256, 290. Panzergrau 1998: 94. Baumann 2002: 54f.). Bei der Organisation eines funktionierenden Postwesens setzten die Missionare einheimische Botenläufer ein.

Deutsche Vereinsgründungen

Die Kolonisten brachten ihre Gewohnheiten, Kulturtechniken, Bedürfnisse mit, die sich teils durch ihren ökonomischen Erfolg, letztlich aber durch militärisch abgesicherte Macht als landesweit dominant durchsetzten (Pfister 2006: 67). Für ihren Zusammenhalt, ihre Geselligkeit, zur Wahrung ihrer Identität und Überwindung der Fremdheit gründeten die Siedler Sprachvereine, Gesangvereine, Schützen-, Krieger- und Turnvereine in deutscher Tradition (Kesselmann 2002: 413. Pfister 2006: 74). Carl Diem erwähnt in seiner Weltgeschichte des Sports elf Turnvereine (Diem Bd. 2. 1971: 724). Begonnen hat das Turnen in Deutsch-Südwestafrika mit den schon in Deutschland aktiven Turnfunktionären Otto Günther und Hermann Voss, die schon bei der Überfahrt auf dem Schiff ihre Arbeitskollegen und Mitreisende für die Turnbewegung interessierten. Am 4.12.1898 wurde der Männerturnverein Swakopmund gegründet, der seinen Turnbetrieb im Speisesaal der Hafengebäude bzw. im Saal des Hotels Faber durchführte (DTZ 51 (1906) 15. DTZ 44 (1899) 92. Kesselmann 2002: 415f.). Pfister zählt noch Gustav Thomas zu den „Turnvätern“ in Südwestafrika (Pfister 2006: 71). Schon kurz nach seiner Gründung wirkte dieser Verein in Swakopmund gesellschaftlich förderlich durch die Einrichtung eines Arbeitsnachweises für Handwerker, Baumeister, Farmer und Unternehmer (DKbl. XIV. Jhg. 1903: 363). Zehn Jahre später, am 26.12.1908, riefen in Usakos schon zwölf Turnvereine den Turngau Deutsch-Südwestafrika ins

Leben, der zwischen 1911 und 1962, neben kleineren Wettkämpfen, Schauturnen und Turnfahrten, zwölf Gauturnfeste veranstaltete (Kesselmann 2002: 414. Pfister 2006: 71). Die Turner beschränkten sich nicht nur auf ihre Turnkunst. Nicht nur in Familien und Kirchen, sondern hier in den Vereinen wollten die Kolonisten Hindenburgs-, Kaisersgeburtstag, Stiftungs-, Oktoberfest, Weihnachten feiern und Sylvester Tanzen (Sonnenberg 2004: 59f. Böerger 1957: 13, 34, 43). Sie wollten ihre Geselligkeit pflegen, in Ruhe ihr Bier trinken, unter sich sein. Beim Preiskegeln floß das Bier in Strömen (Schoedder 1983: 176. Helbig 1983: 80). Mischlinge und in Mischehe Lebende waren nicht zugelassen. Als die Kolonialkriege zu einem Mitgliederschwund führten, eröffneten die Turnvereine Frauenriegen 1916 in Lüderitzbucht und 1918 in Windhoek (Pfister 2006: 72). Als Deutschstämmige in den zwanziger Jahren häufiger zurückwanderten (Boerger 1957: 42), Übungsgruppen erneut bedrohlich schrumpften, entschloss sich die Mehrheit des Turnvereins Gut Heil Keetmanshop, nach langen Debatten, Nichtdeutsche aufzunehmen (Boerger 1957: 41f.). Die Kolonisten brachten ihre Turnideologie mit, ihre Turngeräte, bauten in Eigenarbeit und mit eigenen Mitteln ihre Turnhallen mit Siegesgöttin im Giebelfeld, schmückten die Tür des Vereins mit den vier F – Frisch, Fromm, Fröhlich, Frei - (Lüderitzer Zeitung 1913, Nr.20), pflegten ihre nationale Überlegenheit, Rasse und Kultur (Vedder 1973: 353f. Bley 1968: 248. Dernburg 1907: 14. Nuhn 1989: 279, 284f. Helbig 1983: 62). Turnvater Jahn wurde immer wieder gefeiert, weil er nicht den internationalen Sport, sondern deutsches Turnen wollte zur Einigung, Stärkung, Wehrtüchtigung, als nationales Band über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus, um das Deutschtum im Wettkampf der Völker behaupten zu können (Kesselmann 2002: 413).. Turner veranstalteten einen Festabend zum hundertfünfzigsten Geburtstag Jahns und übten die Freiübungen für das Deutsche Turnfest in Leipzig ein (Lüderitzer Zeitung 1913, Nr.13. Eichel 1983: 222f.). Höhepunkte im Leben der Kolonie Deutsch-Südwest waren Besuche des Gouverneurs und Kaisergeburtstagsfeiern, zu denen die Turner u.a. mit Reck- und Barrenvorführungen beitrugen. Ihre Fahnenabordnungen fehlten nicht bei der Einweihung einer deutschen Schule oder der Fahnenweihe des Kriegervereins. Geschickte und geeignete einheimische Baster bzw. fleißige und zuverlässige Ovambo, die sich als untergeordnetes Dienstpersonal treu und als Hilfsarbeiter der deutschen Herrschaft ergeben erwiesen hatten, durften unter Aufsicht Geräte pflegen, Kegel aufstellen und als Postläufer dienen (Fitzner 1901: 138, 140). Die turnerische Disziplin sollte die Kolonisten zur Wehrfähigkeit bei der Schutztruppe ertüchtigen. Die Schutztruppe hatte sich nach schwierigen Kämpfen 1907 gegen „listige“ Hottentotten und „überhebliche“ Hereros kriegerisch durchgesetzt. Die Turnkolonisten genossen ihren Vorrang des siegreichen Weißen Mannes, dem der unterlegene Einheimische bei niederer Arbeit zu dienen hatte (Wehler 1970: 278ff. Bley 1968: 151. Nuhn 1989: 37). Schwarze wurden als Vereinsmitglieder oder qualifizierte Arbeiter zunächst nicht geduldet. Deutsche Siedler waren gelegentlich der Rheinischen Mission gram (Vedder 1958: 136). Missionsschulen, die Schwarze zu qualifizieren suchten, galten der deutschen Kolonialverwaltung, aber auch den weißen Farmern als nicht genehm. (Nuhn 1989: 37, 309. Helbig 1983: 136, 183. Schlunk 1914: 121, 125. Panzergrau 1998: 153, 173f.). Das Machtgefälle zwischen Schwarz und Weiß blieb nicht frei von rassistischer Diskriminierung und „Herrenmenschendenken“ (Kaulich 2003: 557. Nuhn 1989: 36, 317. Panzergrau 1998: 166. Wozniak 2002: 343f. Adick/Mehnert 2001: 12). Generalleutnant von Trotha bezeichnete die Aufstände der Herero und Nama als Rassenkämpfe (Helbig 1983: 153, 156). Die militärische Überlegenheit der Deutschen begründete ihre Herrschaft, unterwarf die einheimischen Stämme ihrem Machtwillen und deklassierte sie unausweichlich zu Arbeitern, Dienern – zur Unterschicht (Bley 1968: 312f. Nuhn 1989: 37. Kaulich 2003: 557). Aus besitzenden und reichen Herero wurden besitzlose Arbeiter (Kuhlmann 1911/2: 85). Die Mehrzahl der Siedler waren auch noch vor dem ersten Weltkrieg auf Pferde und Reiten angewiesen. Sie veranstalteten auf ihren Festen folgerichtig „Herrenrennen“. Pferdewettrennen bei Kaiserwetter waren sehr beliebt und zogen viele Zuschauer an (Schoedder 1983, Lüderitzer Zeitung 1909 Nr. 10). Die mit dem Jahnschen Turnen verbundene Vorstellung der Wehrtüchtigung, von Bismarck in Deutschland für Kaiser und Reich funktionalisiert, diente in Südwest den Kolonisten zur Ertüchtigung ihres Nachwuchses, ihn „wehrhaft und stark“ zu machen (Schoedder 1983: 195ff. Pfister

2006: 72), um dieses Machtgefälle notfalls mit militärischer Gewalt erhalten zu können. Früh wurden Jungen später auch Mädchen in die Turnvorführungen bei Festveranstaltungen eingebunden (Boerger 1957: 17, 34). Der Schießsport hatte in den Schützenhäusern der Schützenvereine regen Zuspruch (Boerger 1957: 34). Nach dem Sieg über die aufständischen Herero und Nama gab es enteignetes Land genug für deutsche Siedler (Kaulich 2003: 540, 557 Anm. 11. Nuhn 1989: 316). Man musste nicht mehr, wie Lüderitz und Vogelsang, mit Einheimischen langwierig verhandeln, versuchen, sie über den Tisch zu ziehen, mit Alkohol nachzuhelfen (Vedder 1973: 391f. Kaulich 2003: 50. Kanzler 2003: 29). Das Land zog die Kolonialverwaltung ein und vergab es u.a. gerne günstig an Ostelbier (Panzergrau 1998: 164) und ehemalige Schutztruppler. Einheimische wurden nur als Arbeiter auf den Ländereien der neuen Herren geduldet und nicht selten auch misshandelt (Sonnenberg 2004: 70. Nuhn 1989: 317f. Kaulich 2003: 256f., 259, 276. Helbig 1983: 136). Wer in Deutschland kaum seine Existenz sichern konnte (Nuhn 1989: 345. Helbig 1983: 133), zur Schutztruppe ging, bekam in Südwest als Sieger auf dem Rücken der Besiegten die Chance seines Lebens (Kanzler 2003: 31). Wer durch Disziplin und harte Arbeit seine Farm zu einem ökonomischen Erfolg gemacht hatte, ging nicht leicht nach Deutschland zurück. Er hatte ja einen Platz an der Sonne ergattert und erzog seine Kinder an deutschen Schulen zu Disziplin, Arbeitsamkeit und sozialer Distanz gegenüber den Einheimischen (Dernburg 1907: 14). Deutsche Schulgründungen hatten ab 1894 prinzipiell einen deutschen Lehrplan, also auch Turnunterricht nach damaligen Vorstellungen in der Heimat. 1912 wurde für Weiße der Schulbesuch zur Pflicht. Ob der Turnunterricht tatsächlich regelmäßig stattfand, ist bei der knappen Ausstattung mit Lehrkräften, eher nicht anzunehmen, aber schwer genau festzustellen. Ihre Schulwettbewerbe fanden prinzipiell unter Weißen statt (Esslinger 2002: 498). Für die beliebten Schülersportarten – Fußball und Hockey – war das mangels Wettkampfpartnern nicht möglich. Die Organisatoren von Fußball und Hockey ignorierten die Reglementierung und förderten Wettspiele mit nichtdeutschen Schulen. Diese Organisation war zur Ermittlung der Besten aus allen Bevölkerungsgruppen sportlich sinnvoll und einzig praktikabel. Der Versuch, die Schulerziehung auf sportlichem Gebiet zu vereinheitlichen und darüber hinaus, scheiterte an der Furcht der Weißen, ihre Vorherrschaft zu verlieren (vgl. Wolf 2002: 151. Springer 2002: 330). Trotz vieler Spannungen und Auseinandersetzungen wurden sich die burische Mandatsmacht und die deutschen Siedler, selbst nach den beiden Weltkriegen, immer wieder einig (Esslinger 2002: 494f.). Ihre Schulen galten noch nach 1990 als rassistisch, konservativ und als Nutznießer einer südafrikanischen Apartheidspolitik der getrennten Entwicklung (vgl. Vedder 1958: 240 f. Springer 2002: 332). Außerschulisch boten die Turnvereine, in Lüderitz auch der Bade- und Schwimmverein in der Badeanstalt mit Windschutz, Umkleidepavillon, Schwingbrett, Turnreck und Aufsicht für Kinder, Gelegenheiten zur Körperertüchtigung. Schwimmfeste forderten, wie regionale Turnfeste und Vorführungen bei Vereinsjubiläen z.B., eifrige Vorbereitungen und förderten die erwünschte Disziplin (Lüderitzer Zeitung 1909 Nr.23: 184, 190). Die soziale Distanz zu den Einheimischen blieb auch in Sportvereinen und auf den Sportstätten gewahrt (Pfister 2006: 72). Zum Abschluss eines Renntages in Keetmanshop durften Eingeborene ein großes Eselsrennen bestreiten. Ihre Reiter wurden zum Vergnügen der Zuschauer oft in den Sand befördert (Boerger 1957: 37). Das Gelächter verstärkte die soziale Distanzierung (vgl. Bley 1968: 314. Kaulich 2003: 503). Mit dem industriellen Abbau von Bodenschätzen und ihrer Verarbeitung nahmen viele Einheimische zum Broterwerb schwere Arbeit an. Zu qualifizierteren Arbeiten wurden nur, als der deutschen Herrschaft ergeben geltende, Baster und Ovambo herangezogen, die sich dadurch sozial gehoben fühlten. Zusätzlich zur militärischen Überlegenheit der Weißen deklassierte ihre technologische und ökonomische Überlegenheit die Einheimischen (Bley 1968: 151. Wehler 1970: 278f.). Die Deklassierung produzierte Hass und heuchlerische Vorteilsnahme (Sonnenberg 2004: 61). Gewerkschaften und Kommunisten versuchten, diese Stimmungslage für ihre Ziele auszunutzen.

Fußball – soziales Kontrollmittel in Nachbarkolonien

Um Arbeiter in ihrer Frei- und Erholungszeit nicht dem machtgefährdenden Einfluss von Kommunisten zu überlassen, übernahm ausgerechnet die französische Schulverwaltung, aus deutschen Erfahrungen, Turnen als Instrument, Jugendlichen Ordnung und Disziplin zu vermitteln. Französische Missionare arbeiteten in den Kolonien mit Minengesellschaften zusammen, um roten Agenten entgegenzutreten und über Sport die einheimische Jugend für ihre Anliegen zu interessieren, ihre einheimischen Leidenschaften (native passions) zu dämpfen, damit diese Jugend ihre Freizeit moralischer verbringen kann. Sport – besonders Fußball wurde so ein Teil der sozialen Kontrolle in europäischen Kolonien. Missionare waren, ausgehend von ihren Schulen, begeisterte Promotoren, Organisatoren des Fußballs, ja Erbauer von Fußballstadien (Eckert 2005: 568, 572f., 575). Missionare blieben Vertreter des christlichen Europa (Vedder 1973: 245), gaben den Ton an, verlangten, wie alle Weißen Zustimmung, erzogen zu Arbeitsamkeit und Gehorsam, wurden zu einem Teil des kolonialen Herrschaftssystems (Kaulich 2003: 541. Adick/Mehnert 2001: 144, 146f.), so sehr, dass sich der Rat der Kirchen in Namibia (CCN) erst 1976 (Priesterkonferenz Grootfontein/Mariabronn) der Sache des Volkes eher zögerlich annäherte, um sich kompromisslos gegen das Unrechtssystem der Apartheid zu stellen. Eine harte Zeit der Entkolonialisierung der Missionspraktiken und des Missionspersonals begann (Wolf 2002: 151). Einheimische ließen sich während der kolonialen Herrschaft gerne auf sie ein, wenn Vorteile von Nahrung, Kleidung, ein Fahrrad, Qualifikationen, auch sportliche Qualifikationen dabei heraussprangen, wenn ihre Lebensqualität eine greifbare Verbesserung erfuhr (Sonnenberg 2004: 41. Welsch 1981: 62). Afrikanischen Göttern macht es nichts aus, wenn ihre Anhänger beim Missionar die Hände falten. Missionare konkurrierten mit sportlich qualifizierten Kolonialsoldaten, Beamten, mit Ingenieuren, Farmern und Staatsschulen um Zuwendung und Aufmerksamkeit der jungen Einheimischen, um sie für ihre Interessen zu rekrutieren, weil sie auf ihre Arbeitskraft in der Gemeinde z.B. als Katecheten angewiesen waren (Kaulich 2003: 541. Schlunk 1914: 119. Kuhlmann 1911/1: 80, 88. Welsch 1981: 65, 72. Adick/Mehnert 2001: 107. Wolf 2002: 150). Fußball faszinierte die einheimische Jugend. Sie beobachtete in Südafrika, im Kongo britische Soldatenmannschaften bzw. französische Minenangehörige beim Fußballspiel, ahmten es, wie europäische Arbeiterkinder mit einem „Fetzenlaberl“ (Kreisky 1990: 38), nach, lernten das Spiel in Missionsschulen (Eckert 2005: 573, 575). Statistiken der Kolonialzeit vermitteln den Eindruck, dass mit der Verbreitung des Fußballspiels ein Rückgang von Kriminalität und Trunkenheit unter afrikanischen Jugendlichen zu verzeichnen war (Eckert 2005: 574). Afrikaner hatten nach einem anstrengenden Arbeitstag Lust, locker zu spielen, wenig Interesse an europäischem Trainingsstress und kleinlicher Regelauslegung. Sie verfolgten, ähnlich der deutschen Arbeitersportbewegung, eigene Geselligkeitsvorstellungen, gründeten eigene Mannschaften, Vereine, die sich, wie Schalke im Ruhrrevier, zu sozialen Kommunikations-, Hilfs- und Integrationszentren mauserten. Als in französischen Kolonien 1936 Afrikaner per Kolonialverordnung barfuss spielen sollten, wollten sie sich nicht als wilde Barbaren abstempeln lassen und boykottierten den Spielbetrieb (Eckert 2005: 576. vgl. Mc Devitt bei Stieglitz). Die Einheimischen Afrikaner nutzten nun das Sportethos der Europäer, um ihnen ihre Dekadenz vorzuhalten. Europäische Clubs müssten die besten afrikanischen Fußballer abwerben, weil es in Europa an guten Sportlern mangle.

Sport – ein Sprungbrett für Afrikaner

Schon 1899 erhielt der Ghanaer A. Warton im englischen Rotherham einen Vertrag als Berufsfußballer. Der aus Ghana stammende eingebürgerte Diplomatensohn und Mehlemer Fußballer Asamoah spielte sich bei Schalke in die deutsche Nationalmannschaft. Anthony Baffoe, Samuel Kuffour, Ibrahim Tanko, Antony Yeboah zeigten u.a. in der deutschen Fußballbundesliga, dass sie in der Lage waren den Fußballsport für ihre Zwecke zu instrumentalisieren, zu ihrem Vorteil zu nutzen. Freilich mussten sie auf der Hut sein. Im Profigeschäft machen gerne Vereine, Vermittler ihr Geld und lassen ausgebrannte Spieler als verbrauchte Zahlungsmittel, als „pecunia deleta“, als kaputte Ware zurück (Grebe 1963: 744) Die ghanaische U 17 Weltmeistermannschaft von 1991, „Black Starlets“ genannt, wurde mit Knebelverträgen nach Deutschland gelockt, geriet in falsche

Hände, ihre Mitglieder vereinsamten, strandeten, arbeiteten als heimatlose Wanderspieler, verdienten ein Zubrot als Dienstboten. Lediglich Sammy Kuffour hatte Glück, konnte sich bei den Bayern durchsetzen und verdiente gutes Geld. Didier Drogba von der Elfenbeinküste hat es bei Chelsea London geschafft. Afrikaner sind in obersten Fußballligen Europas nicht mehr wegzudenken. Für arme junge Kicker aus Afrika sind solche erfolgreiche Beispiele ein Lebenstraum. Sie würden alles tun, auch so zu werden, sind anfällig, ihr letztes Geld für einen gefälschten Pass zu zahlen (Eichler 2006: 24). Afrika bringt zunehmend überraschend gute Fußballmannschaften heraus. 1990 schieden bei der Fußballweltmeisterschaft die „Indomptable Lions“ aus Kamerun erst im Viertelfinale aus. 1994 erging es den „Super-Eagles“ aus Nigeria im Viertelfinale gegen Italien ganz unglücklich ebenso. Nigeria wurde dann aber 1996 Olympiasieger im Fußball. Unvergessen ihr an der Eckfahne nach seinem Torerfolg tanzender Roger Milla. Die Nationalmannschaften aus Frankreich und England wären ohne ihre eingebürgerten Schwarzen aus den ehemaligen Kolonien schwerlich so erfolgreich. In deutschen Nationalmannschaften avancieren inzwischen ebenfalls aus Afrika stammende Fußballer und Sportler zu Leistungsträgern. Was wären die Leichtathleten, Basketballer und Boxer der USA ohne ihre schwarzen Perlen. Afrikanische Talente suchten Sport als Ressource zur Sicherung ihrer und ihrer Familien Überleben zu nutzen. Das gelang u.a. großen äthiopischen Läufern und Läuferinnen. Abebe Bikila gewann den Marathonlauf der olympischen Spiele von Rom 1960 barfuss. Haile Gebreselassie dominierte in den neunziger Jahren den Langstreckenlauf. Den olympischen Zehntausendmeterlauf der Frauen gewann 1992 in Barcelona Derartu Tulu aus Äthiopien. Meseret Defar, ihre Landsfrau, gewann die Fünftausendmeterstrecke bei Olympia 2004 in Athen. Bei diesen Spielen errangen Läufer aus Kenia alle drei Medaillen im Hindernislauf über dreitausend Meter. Afrika gilt seit den olympischen Spielen von Mexiko 1968 als neue sportliche Großmacht. Afrikaner brillierten ab der Achthundertmeterdistanz auf allen Laufstrecken. Auf den Sprintstrecken dominierten ebenfalls Farbige. Den Endlauf über hundert Meter erreichte kein Weißer. Nur die Läufe über die lange Hürdenstrecke und die Achthundertmeter beendeten weiße Sportler als Olympiasieger (Umminger 1969: 355). Der Namibier Frank Fredericks gewann jeweils die Silbermedaillen des 100- und 200-Meter-Laufs bei den Olympischen Spielen von Barcelona 1992 (10,02.20,12) und von Atlanta 1996 (9,89.19,68). Im Sport konnten Afrikaner Anerkennung und Ansehen wohl eher gewinnen, Vorurteile rassistischer Minderwertigkeit eher überwinden, sich von Gefühlen der Unterlegenheit und Minderwertigkeit eher emanzipieren als auf anderen Gebieten des Lebens. Die Genannten nutzten die Bühnen des Sports mit ihren Regeln, ihren Chancengleichheiten als Wegbereitung für Reformen auch auf anderen Gebieten (Mayer 2000: 19ff.). Geldströme ermöglichen die Aufteilung von afrikanischen Spitzensportlern auf eine wachsende Zahl von Nationen. Sport ermöglicht jungen Menschen, allen zu zeigen, dass gerade Afrikaner leistungsfähig, gleichwertig und unverzichtbar wichtig sind. Der Mainzer Nestor der Sportwissenschaft – Berno Wischmann – förderte junge afrikanische Sportler und erlebte ihre Siege als Impulse für Selbstwertgefühl und Emanzipationsanstrengungen ihrer Völker (Ader 2002: 181. Wischmann 90, 171,179). Erfolge auf internationalen Veranstaltungen des Sports – Weltmeisterschaften, Olympischen Spielen, Kontinentaltournieren – sind von Sportlern aus Süd-West-Afrika seltener errungen worden. Premier und Präsident Namibias und ihre Wähler empfanden den Gewinn der Silbermedaillen über hundert und zweihundert Meter von Frankie Fredericks 1992 in Barcelona als Bestätigung ihrer Politik und ihres Landes. Diese vergleichsweise bescheidene Repräsentanz könnte auf die koloniale Turntradition zurückgehen. Zwar veranstalteten Soldaten und Turner in Südwest auch Wett- und Stafettenläufe, zeigten sich aber lange gegen den Sport reserviert und blieben lange Zeit unter sich (Boerger 1957: 35f.). Der MTV Usakos hatte 1911-1914 zwar die beste Fußballmannschaft in SWA, aber als seine Turner beim Gauturnfest 1913 in Swakopmund kläglich abschnitten, wurde der Verein für sein Verhalten getadelt (Kesselmann 2002: 417). Einheimische bekamen erst spät Gelegenheiten, sich sportlich international zu erproben. Die Lauftraditionen anderer Regionen Afrikas sind von leichtathletischen Disziplinen als Ressourcen genutzt worden. Von den Buschleuten mit ihrer Tradition der Laufjagd hat man im internationalen Sport noch wenig gehört. Die südafrikanische Mandatsmacht, die Südwestafrika praktisch

als „Randprovinz“ verwaltete, verstärkte für Weiße zwar den Einfluss des englischen Sports. Für Tennis, Fußball, Hockey, Rugby gibt es geeignete Sportstätten, in denen Meisterschaften ausgetragen werden (Boerger 1957: 23). Die schnelle Niederlage im Kolonialkrieg 1915 brachte nicht das Ende der Turnerei in Südwestafrika (anders Pfister 2006: 72). Die Mandatsmacht legte nach dem ersten Weltkrieg den deutschen Turnern keinerlei Beschränkungen auf. Die Duldung der Turner durch die Mandatsmacht mag u.a. an ihrer Ausgrenzung der Schwarzen gelegen haben, an ihren Erziehungsvorstellungen, für Eingeborene nur nützliche Arbeitsqualifikationen zuzulassen (Becker 1939: 165, 249) und den Einfluss der Missionare zurückzudrängen. Die Turner in DSW pflegten stets rege Beziehungen zur deutschen Heimat (Pfister 2006: 71). Zwischen den Weltkriegen wuchs dort der Einfluss der Nationalsozialisten, die Hoffnungen auf eine Restitution der ehemals deutschen Kolonien weckten (Becker 1939: VIII). Ihr Ideengut, ihre Herrschaftsvorstellungen und ihre Herrschaftspädagogik breitete sich in der deutschen Bevölkerung Südwestafrikas, besonders im „Deutschen Bund“ deshalb aus, weil z.B. Turner schon in der Heimat Deutsche für überlegen, Schwarze hingegen für physisch und geistig unterlegen hielten, ja als minderwertig diffamierten (Pfister 2006: 77). Diese Pädagogik machte auch praktische Vorschläge für die Verbesserung bisher in DSWA zu kurz gekommener Unterrichtsgebiete und wollte auch die Leibesübungen berücksichtigt wissen (Becker 1939: 322). Überall im Umfeld der deutschen Vereine, besonders der Turnvereine „wehten die Hakenkreuzflaggen“ (Kesselmann 2002: 414). Südafrika setzte mit seiner Politik der Apartheid eine weitere sportliche Entwicklungsbarriere für alle Schwarzen. Turnen und Apartheid zeigten wenig Interesse, die Spiele und Feste der Einheimischen dem modernen Sport auf- und anzuschließen. Mit Beginn des zweiten Weltkriegs griff die Mandatsregierung energisch durch. Das strikte Verbot des deutschen Turnens, selbst an deutschen Schulen, bedeutete aber nicht ganz das Ende der deutschen Turnbewegung in Südwestafrika. Zwar ruhte überall im Land der Turnbetrieb für fünfzehn Jahre, aber im Internierungslager Andalusia ermöglichte eine wohlwollende Lagerleitung den Turnbrüdern dort ihre Freizeitbeschäftigung. Das beliebte Faustballspiel fehlte nicht (Vaatz 2002: 486). Entlassen aus dem Lager, gelang es den Veteranen lange nach dem zweiten Weltkrieg mühsam ihren Turnbetrieb wiederaufzunehmen. Bei der Jugend fehlte jetzt die völkisch-nationale Begeisterung für das Turnen. Der Sport – Fußball, Leichtathletik, Tennis, Hockey, Schwimmen – hatte sich durchgesetzt. Um 1960 gab es mit dem Zuzug von Turnern und auch Turnlehrern aus Deutschland nochmals einen Aufschwung. 1962 fand in Swakopmund ein letztes Turnfest statt. An den Schulen hatte sich, unter dem Einfluss des Sports, Turnen zu einem Leistungssport entwickelt und seinen völkischen Charakter verloren (Kesselmann 2002: 415).

Zusammenfassung und diskutable Perspektiven

Turnvereine waren für deutsche Kolonisten in Südwestafrika Identität stiftende Gelegenheiten für ihre Geselligkeit und ihr Vergnügen. Die Turner in Deutsch-Südwest-Afrika wollten keinen internationalen Sport, sondern nationales Turnen, wie in Deutschland, zur Stärkung ihrer Wehrhaftigkeit, um sich im Wettkampf der Völker und der einheimischen Stämme als Sieger und Herren zu erweisen. Wer in Deutschland wenig Chancen sah, glaubte sie eher in der Kolonie auf Kosten der heimischen Steuerzahler und der deklassierten Eingeborenen zu bekommen. Die Turner blieben vorab unter sich, mochten mit der Zeit wenig Sport zur Bereicherung ihres Angebots, aber keine Schwarzen aufnehmen. Die Kolonie sah Fahnenabordnungen der Turner bei vielen Festlichkeiten. Ihre Vorführungen von Männer-, Frauen-, Knaben-, später auch Mädchenriegen sorgten für Abwechslung und waren beliebt. Das Turnen sollte die deutsche Kolonistenjugend zu Ordnung, Disziplin und Wehrtüchtigkeit erziehen. Auf eigene Kosten halfen sich die Siedler selbst, sogar beim Bau ihrer Turnhallen. Eine wirkliche Selbstverwaltung allerdings hatten die Kolonisten nicht. Führende Beamte, Militärs der Kolonialverwaltung bzw. der Schutztruppe rekrutierten sich aus der deutschen Feudalélite, die dem Reichstag als Parlament nicht verantwortlich zeichnete (Wehler 1970: 278). Die europäischen Völker konkurrierten um Vorherrschaft. Bismarck erreichte die für das Deutsche Reich durch drei Kriege – über Blut und Eisen aus den Gewehrläufen – also mit

militärischer Gewalt. Der Nationalismus brachte elementarere Instinkte zur Entfaltung als der abstrakte Klassenbegriff oder ein christlicher Humanismus der Kirchen. Die deutsche Turnerschaft verstand sich mit ihren Wehrrüchtigungsvorstellungen im Zentrum der physischen Stärkung der ruhmreichen Nation gegen die bösen Konkurrenten um Macht, Wohlergehen und einen Platz an der Sonne. Der Widerhall in der Öffentlichkeit für die Eroberung von Kolonien war so groß, dass sich Bismarck nicht mehr entzog. Der Reichstag bewilligte Kriegsanleihen. Selbst die Sozialdemokraten wagten nicht, dem imperialistischen Streben zu widerstehen (Blockmans 1998: 260). Fürst Bismarck mochte weder die bürgerlichen Turner, noch koloniale Abenteuer, aber er nutzte sie zur Sicherung seiner Macht. Er exportierte soziale Probleme des Reiches in die Kolonien. Kolonisten blieben subventionierte und abhängige Untertanen. Die kolonialen Turner waren es ganz freiwillig und brachten als Höhepunkte ihrer Feste dem Kaiser ihre Hochrufe dar. Die Missionen feierten Gottesdienste zu Kaisers Geburtstag (Vedder 1958: 138). Anlässlich der Olympischen Spiele 1908 in London feierte eine ehrgeizige Ausstellung die Versöhnung der traditionellen Feinde England und Frankreich wegen der zunehmenden Stärke der Deutschen (Mandell 1986: 265). Die Feudal-elite im Reich, öffentliche Meinungsumschwünge in der deutschen Bevölkerung, die Turner und Farmer der Kolonie tolerierten oder begrüßten die Kämpfe gegen aufständische Stämme in Südwest (Wehler 1970: 315f. Bley 1968: 95, 97). Gouverneur Leutweins Politik der Nutzung von Gegensätzen der Einheimischen scheiterte an ihrer Widersprüchlichkeit und am mangelnden Nachschub aus der Heimat (Kaulich 2003: 217, 248). Leutwein war sich der Inhumanität der Kolonialpolitik bewusst. Ohne gewaltsame Beeinträchtigung der Rechte der Einheimischen ging es nicht (Bley 1968: 95, 103f.). Die Kolonisten blieben deutsche, zum Gehorsam der Obrigkeit erzogene, Untertanen, keine selbstbestimmten Bürger. Gegenüber gewaltsam besiegten Einheimischen kehrten sie ein Herrentum heraus (Kaulich 2003: 276). Turner pflegten ihre Dominanz gegenüber Einheimischen durch strikte Wahrung sozialer Distanz. Sie nahmen Schwarze als Mitglieder nicht auf, marginalisierten sie. Ökonomisches Gelingen der „Herrenunternehmen“ verstärkten die Überlegenheit, die nicht selten zur Überheblichkeit, sogar zu erniedrigenden Schikanen gegenüber Einheimischen führte (Nuhn 1989: 317, 342. Kaulich 2003: 257 Anm. 246). Das militärisch und ökonomische, vom Reich subventionierte Übergewicht der Deutschen machte die einheimischen Afrikaner zu politisch, rechtlich und sozial Diskriminierten, unterwarf sie unausweichlich dem kolonialen Machtwillen und ließ sie als ungebildete Arbeitsreserve überleben (Kaulich 2003: 271, 557), sofern sie dem von Trotha inszenierten und von Schlieffen bewilligten Vernichtungskrieg „mit dem großen Rohr“ (Kanone) entkommen waren (vgl. Kuhlmann 1911/2: 80. Vedder 1980: 138 f. Bley 1968: 95, 204, 245f. Kaulich 2003, 254f.). Während der Sport in englischen und französischen Kolonien zwar ähnlich genutzt wurde wie das deutsche Turnen in Südwest, bot er doch Einheimischen eine selbständigere Organisationsgrundlage und ein Sprungbrett für emanzipatorische Schritte (Nuhn 1989: 320. Mayer 2000, 19ff.). Turnen und die Mandatsmacht nach 1914 verzögerten diese Entwicklungsmöglichkeit. Selbst in der Heimat Deutschland vermochte der Sport kaum, innovative Kräfte bürgerlicher Emanzipation zu wecken. Auch in der Arbeiterbewegung kamen sie nur zögerlich voran. Turner und Sportler etablierten sich als nationaler Wehersatz in der Weimarer Republik, unterlagen einer revanchistischen Lähmung, die Hitlers Kriege mitermöglichte (Wehler 1970: 279). Die deutschen Turner der Bundesrepublik öffneten sich dann klug einem individuell selbstbestimmten Sport und entwickelten in fünfzig Friedensjahren vielfältige Angebote für wechselnde Bedürfnislagen und die freie Wahl der Bevölkerung. Haben sich die Nachfahren der Kolonieturner erübrigt? Werden sie nicht abgestoßen von denen, die sie früher nicht bzw. sehr spät zuließen, denen sie Befehle erteilten, die jetzt aber ihrerseits Macht zum Befehlen errungen haben? Liegt die Chance der Altturner darin, mit der interessierten Bevölkerung aller Couleur einen Sport als Sprungbrett der Emanzipation voranzubringen?

Der Blick auf die Turner in Südwest-Afrika zeigt ihre Verwicklung in und ihre Prägung durch die Probleme der deutschen Nationalgeschichte. Deren Export in die Kolonie demonstrierte, im Ergebnis vorlaufend, die Erfahrungen des ersten Weltkriegs, der Zeit danach und ermöglicht Einsichten in folgenschwere Zusammenhänge. Die lagen nicht in der verwirrenden Vielzahl unterschiedli-

cher Sprachen, Meinungen und Interessen der beteiligten Völker, sondern in der Überheblichkeit den eigenen Sprachregelungen vermessen eine letztverbindliche Geltung anzumaßen, Aussenstehende als ungebildet, untermenschlich, sprachlos zu isolieren und zur Vernichtung zuzulassen. Bemühungen um Dialog und Ausgleich – u.a. der Missionare – eröffneten schon in der Kolonie Möglichkeiten der Kanalisierung von Aggressivitäten zu wechselseitigem Lernen, zu Wissen und Nutzung der Natur, zu Frieden und Ausgleich. In Nachbarkolonien eröffnete der Sport, besonders der Fußball, Emanzipationschancen für Schwarzafrikaner. Doch letztlich dominierten Krieg, Vernichtung, Unterwerfung, Ausbeutung. Die siegreiche Kolonialmacht England und die Mandatsmacht Südafrika brachten die Turner in Südwestafrika unter Öffnungsdruck zu dem konkurrierenden Sport, der aber nicht ausreichte, um Schwarzafrikaner als vollberechtigte Mitglieder ihrer Organisationen anzuerkennen. Im Gegenteil. Zu Dialog und Ausgleich blieben sie unter den Bedingungen der Apartheid sehr gründlich und gewaltsam ausgeschlossen. In einer längeren Perspektive, im Blick weiter zurück, zeigt sich hier im Vergleich die „Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt“ (Bartlett) überheblich vermessener Gruppen – Adel, Rechtgläubige, Nationalitäten, Reirassige, die andere zu Unmensch und zur Ausbeutungsmasse erniedrigten, sie nicht als gleichberechtigt zum Interessensausgleich anerkannten. In der Langzeit-Perspektive erscheinen kriegेरische Zusammenstöße ganz und gar nicht unüblich. Wer an die allein vorrangige Geltung seiner Gruppe glaubt, muss gegen andere Krieg führen. Aber auch die Menschenrechte sind Errungenschaften dieser Zivilisation. Sie sind nicht ein für allemal gegeben, sondern fordern ihr aktives bekennen (Wucherpfennig 2007: 36, 39). Jüngst hat Arnold Angenendt auf Philosophen, frühe Christen, Päpste, Protestanten und Aufklärer hingewiesen, die, bislang freilich immer wieder vergeblich, das Zusammenleben mit anderen Menschen mittels verbindlicher Diskussionen um Menschenrechte für möglich gehalten haben. Verbindliche Menschenrechte sind in der UNO inzwischen allgemein anerkannt. Moderne Waffentechniken lassen dazu einen unausweichlichen Umsetzungsdruck entstehen.

Quellen und Literatur

- Ader, Armin: Sinnbezüge des Eskimosport. Mitleben als Beobachtungs- und Erkenntnismethode, in: Husmann, R./Krüger, G. (Hrsg.): Ethnologie und Sport, Frankfurt am Main/London 2002, S. 171-185.
- Ader, Armin: Erlebter Sport. Sport in Autobiographien des 20. Jahrhunderts, Hamburg 2002. Adick, Christel/Mehnert, Wolfgang: Deutsche Missions- und Kolonialpädagogik in Dokumenten, Frankfurt/London 2001.
- Alten, E.v.: „Allzu viele haben sie hier begraben“. Die Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika, in: Hess/Becker 02, 233-239.
- Angenendt, Arnold: Toleranz und Gewalt, Münster 2007.
- Bartlett, Robert: Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt, München 1998.
- Baumann, Joseph: Die Missionare. Europa kommt nach Afrika, in: Hess/Becker 02, 50-57.
- Bausenwein, Christoph: Vergnügen für die Gentlemen. Fußball, in: Sarkowicz, H.: Schneller, Höher, Weiter. Eine Geschichte des Sports, Frankfurt am Main 1996, S. 204-218.
- Becker, Herbert Th.: Die Kolonialpädagogik der Großen Mächte, Hamburg 1939.
- Bley, H.: Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894-1914, Hamburg 1968.
- Blockmans, Wim: Geschichte der Macht in Europa, Frankfurt am Main/New York 1998.
- Boerger, A. W. (Hrsg.): Turnverein „Gut Heil“ Keetmanshop 1907-1957, Windhoek 1957.
- Bünting, Karl-Dieter (Hrsg.): Deutsches Wörterbuch, Chur 1996.
- Conrad, Sebastian: Deutsche Kolonialgeschichte, München 2008.

- Dernburg, Bernhard: Koloniale Erziehung, München 1907, in: Deutsches Kolonialblatt (DKbl.) XIV. Jahrgang 1903, Berlin 1903.
- Deutsche Turnzeitung 51 (1906). 44 (1899). DTZ.
- Deville-Danthe, Bernadette: Le Sport en Noir et Blanc, Paris 1997.
- Diem, Carl : Weltgeschichte des Sports, Bd.2, Stuttgart 1971.
- Drosdowski, Günther (Hrsg.): Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, Bd.4, Mannheim 1978.
- Düding, Dieter: Friedrich Ludwig Jahn und die Anfänge der deutschen Nationalbewegung, in: Ueberhorst, H. (Hrsg.): Geschichte der Leibesübungen, Bd.3/1, Berlin 1980, S.229- 256.
- Düxmann, Klaus D.: Deutsch-Namibische Kulturbeziehungen, in: Hess/Becker 02, 143-148.
- Eckert, A./Jones, A.: Historical Writing about Everyday Life, in: Journal of African Cultural Studies 15, 2002, H. 1, S. 5-16.
- Eckert, Andreas: Sport und Kolonialismus in Afrika, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Jhg. 56, 10/2005, S. 565-579.
- Eichel, Wolfgang (Hrsg.): Illustrierte Geschichte der Körperkultur, Berlin 1983 (auch 1984).
- Eichler, Christian: Der afrikanische Traum-verkauft!, in: FASZ Nr. 15, 16.04.06, S. 24.
- Eisenberg, Christiane: Die Entdeckung des Sports durch die moderne Geschichtswissenschaft, in: Historische Sozialforschung 27, 2002, H. 2/3, S. 4-21.
- Eisenberg, Christiane: „Englisch sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800-1939, Paderborn 1999.
- Eisermann, Gottfried (Hrsg.): Die Lehre von der Gesellschaft, Stuttgart 1973.
- Engel, Ulf: Fußball in Afrika, in: Afrika-Jahrbuch 1994, Opladen 1995, S. 61-70.
- Esslinger, Dieter: Anpassung und Bewahrung. Deutsche Regierungsschulen in Namibia, in: Hess/Becker 02, 490-504.
- Fitzner, Rudolf: Deutsches Kolonial-Handbuch, Berlin 1901.
- Fleckenstein, Josef (Hrsg.): Das ritterliche Turnier im Mittelalter, Göttingen 1985.
- Gehrmann, Siegfried: Der F.C. Schalke 04, in: Hopf, Wilhelm (Hrsg.): Fußball, Münster 1998, S. 117-130.
- Gillmeister, Heiner: Aufschlag für Walther von der Vogelweide, München 1986.
- Grebe, Paul: Duden. Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache, Mannheim 1963.
- Groth, Siegfried: Namibische Passion, Wuppertal 1995.
- Helbig, H.u.L. : Mythos Deutsch-Südwest, Basel 1983.
- Hess, Klaus/Becker, Klaus: Vom Schutzgebiet bis Namibia 2000, Göttingen/Windhuk 2002.
- Hülsmann, Kurt: „Keibeb“. Geschichten, Begebenheiten und Erlebnisse (Erinnerungen aus Unbeschwerter Jugendzeit, (o. Ort und Jahr).
- Kanzler, Sven-Eric: Vertrieben von geliebter Erde. Geschichte zweier Brüder aus Bayern und ihrer Farm Karios am Fischfluss Canyon in Namibia, Göttingen/Windhoek 2003.
- Kaulich, Udo: Die Geschichte der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika (1884-1914), Frankfurt am Main 2003.
- Kesselmann, Günter F.: Frisch, fromm, fröhlich, frei. Der Turnverein als gesellschaftlicher Faktor, in: Hess/Becker 02, 413-418.
- Kessler, Harry Graf von: Gesichter und Zeiten, Frankfurt am Main 1988.
- Klepzig, Fritz: Kinderspiele der Bantu, Meisenheim 1972.
- Kluge,F./Seebold,E.: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin 1989.
- Kreisky, Bruno: Zwischen den Zeiten, Erinnerungen..., München 1990.

- Krockow, Christian Graf von: Sport und Industriegesellschaft, München 1972.
- Kube, S./Hess,A.: Die weiße Dame der Hai-!om. Ilse Schatz, ihre Buschleute und das Museum Tsumeb, in: Hess/Becker 346-358.
- Kuhlmann, A.: Auf Adlers Flügeln, Barmen Teil 1 und Teil 2 1911.
- Leis, Mario: Sport. Eine kleine Geschichte, Leipzig 2003.
- Livingstone, David: Missionary Travels and Researches in South Africa, London 1857.
- Mandell, Richard D.: Sport. Eine illustrierte Kulturgeschichte, München 1986.
- Mangan, James A. (Hrsg.) u.a.: Sport in Africa. Essays in Social History, New York/London 1987.
- Nuhn, Walter: Sturm über Südwest. Der Hereroaufstand 1904, Koblenz 1989.
- Mayer, Paul Yogi: Jüdische Olympiasieger. Sport ein Sprungbrett für Minoritäten, Kassel 2000 (engl. 2004).
- Panzergrau, Kurt: Die Bildung und Erziehung der Eingeborenen Südwestafrikas durch die Rheinische Missionsgesellschaft von 1842-1914, München 1998.
- Paul, Sigrid: Laufen als Beispiel traditioneller Sport- und Spielausübung in Afrika, in: Husmann, R./Krüger, G. (Hrsg.): Ethnologie und Sport, Frankfurt am Main/London, 2002, S. 119-134.
- Pfister, Gertrud: Colonialism and Enactment of German Identity. Turnen in SWA. In: Journal of Sport History 33,1 (2006) S. 59-83.
- Rürup, Reinhard: 1936 Die Olympischen Spiele und der Nationalsozialismus, Berlin 1996.
- Schlunk, Martin: Die Schulen für Eingeborene in den deutschen Schutzgebieten am 1.6.1911, Hamburg 1914.
- Schoedder, Edda (Hrsg.u.a.): Lüderitzbucht damals und gestern, Windhoek o.J. (mit Ausschnitten der Lüderitzbuchter Zeitung 1909-1936 und der Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung/Windhoeker Anzeiger).
- Schöffler, Herbert: England das Land des Sports, Leipzig 1935.
- Seibt, Ferdinand: Die Begründung Europas, Frankfurt am Main, 2003.
- Sonnenberg, Else: Wie es am Waterberg zuging. Ein Originalbericht von 1904 zur Geschichte des Herero-Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika, Wendeburg 2004.
- Springer, Dieter: Die Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Schulvereine, in: Hess/Becker 02, 327-334.
- Srbzesny, Heide: Die Spiele der ! Ko-Buschleute unter besonderer Berücksichtigung ihrer sozialisierenden und gruppenbindenden Funktionen, München/Zürich 1976.
- Stieglitz, Olaf u.a.: Sportreportage: Sportgeschichte als Kultur und Sozialgeschichte. In: H.-Soz. und Kult. 28.05.09. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2009-05-001>. (zitiert Stieglitz)
- Umminger, Walter: Die Olympischen Spiele der Neuzeit, Dortmund 1969.
- Vaatz, Marga: Eine Frau steht ihren Mann. Die Zeit der Internierung und danach, in: Hess/Becker 02, 484-489.
- Vedder, Heinrich: Das alte Südwestafrika, Windhoek 1973.
- Vedder, Heinrich: Kurze Geschichten aus einem langen Leben, Wuppertal-Barmen 1958.
- Wehler, H.-U. (Hrsg.): Imperialismus, Köln/Berlin 1970.
- Welsch, Heinrich: Biographie, Wuppertal 1981 (Manuskript maschinengeschrieben. Archiv der Vereinigten Evangelischen Mission Wuppertal RMG 3.54).
- Weule, Karl: Ethnologie des Sports. Der Sport der Natur- und Urvölker, in: Bogeng, G.A.E. (Hrsg.): Geschichte des Sports aller Völker und Zeiten, Leipzig 1926, S. 1-75.
- Wischmann, Berno: Sport. Das Abenteuer meines Lebens. Erinnerungen..., Mainz 1990.

Wolf, Bernhard: Von der Mission zur Ortskirche. Die Katholische Kirche in Namibia, in: Hess/Becker 02, 149-153.

Wozniak, Janina: Deutsch-Südwestafrika in der Kolonialliteratur, in: Hess/Becker 02, 343-345.

Wucherpennig, Wolf: Leben im Übergang. Erinnerung und Reflexion, Würzburg 2007.